

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 4 (1900)
Heft: 7

Artikel: Unter Kollegen
Autor: Ribaux, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572592>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wetter war rasch wie es gekommen auch wieder abgezogen. Die Christflühe standen im Sonnenlichte und nur die herumliegenden Hagelsteine und allseitig niedergehenden Rinsenbäche und Bächlein zeigten das Schlachtfeld der Berggeister. Die zwei Männer stiegen langsam abwärts. Da sagte der Alte: „Weißt du, Wyjel, ich

wußte schon noch ein Mittel, welches bewirkte, daß auch ein Strahler zu etwas kommen könnte, wie er hablicher würde, als der größte Herr zu Eindorf und weit drüber hinaus.“

„So,“ wunderte der Bursche.

(Fortsetzung folgt).

Sprüche aus dem Kurgland in Ostindien.

Von Missionar F. Weil in Basel.

Wer einen Elefanten erlegen will, verbirgt sich nicht hinter eine Ricinusstaude.

* * *

Zum Essen braucht man eine Hand, zum Arbeiten aber zwei.

* * *

Was die Mutter erbettelt, verkauft der Vater.

Wer beweist, daß der Frosch Wasser getrunken und daß die Köchin genascht hat?

* * *

Wird ein Armer reich, so versteht er doch nicht zu leben.

* * *

Waisenfinder werden leicht zweijüngig.

Unter Kollegen.

Von Adolf Ribaux. Autorisierte Uebersetzung von Paul Sutermeister, Bern.

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Das Essen ist aufgetragen!

Hans Curtius legte seine Feder weg, klappte das Tintensatz zu, wischte die losen Blätter zusammen, die zerstreut auf seinem Schreibtisch umherlagen und von seinem emsigen Fleiß an diesem Morgen zeugten, und verschloß sie in einer der geräumigen Schubladen seines Sekretärs. Daraufhin dehnte und streckte er sich noch ein Weilchen mit jenem behaglichen Lächeln, das die Zufriedenheit mit sich selbst verrät, bevor er sich von seinem bequemen Sessel erhob und ins Speisezimmer hinüberging.

Das Frühstück war delikates, und unser Schriftsteller — denn das war Hans Curtius von Beruf — that ihm alle Ehre an. Gleichzeitig pflegt er während desselben die Tagesblätter zu durchstöbern. Und so sehen wir ihn denn auch jetzt, wie er, während seine Wangen infolge des Essens sich angenehm röten, sich an der Lektüre seiner geliebten Zeitungen erlabt.

Und in der That, er hat allen Grund dazu. Doch machen wir uns erst einmal mit unsern jungen Poeten bekannt.

Hans Curtius weilte seit etwa sechs Jahren in Paris. Auch er hatte als erste Station seiner literarischen Laufbahn das ganze Glend eines Anfängers auf derselben durchgekostet. Nach zahlreichen und wie oft vergeblichen Versuchen als Reporter und Berichterstatte, nachdem er mehrmals längere Zeit hatte am Hungertuch nagen müssen, und sein erster Band, eine Sammlung Dichtungen, die er auf eigene Kosten herausgegeben hatte, bei einer Gesamtauflage von 300 Exemplaren nur 25 Verkäufe erzielt hatte, war ihm just vor einem halben Jahre der große Treffer gelungen: der berühmte Verleger Mirvaut an der Taitboutstraße hatte seinen Roman in Verlag genommen. Seit einigen Wochen erst lag dieser Roman aus, und o Wunder, der Erfolg desselben war einer der durchschlagendsten, den die literarische Welt seit einem Jahrzehnt erlebte; ein so gewaltiger und unbestreitbarer Erfolg, daß selbst der Verleger an denselben noch nicht recht glauben konnte, und er die kühnsten Erwartungen des jungen Schriftstellers übertraf.

„Es ist doch so,“ murmelte Curtius, als er das letzte Zeitungsblatt auf die Seite legte und seinen Kaffee behaglich ausschürfte. „Ein Lob um das andere! Da ist Fervor, der sonst gegen die „Grünen“ recht streng sein kann; er nennt mein Erstlingswerk sensationell. Zandol, der mit seinen Lobspriichen sonst bedenklich fargt, prophezeit mir „die glänzendste Zukunft“. Und was dem Ganzen erst die rechte Weihe gibt: einige kleine, namenlose Kritiker wännen sich schon befugt, mich anzugeiern. Und nun kommt noch dieser Mirvaut da und schreibt mir, das erste Fünfzehntausend sei schon vergriffen.

Das macht für meinen Teil weitere 2500 Franken, die er für mich diesen Morgen bereit halte . . . Wahrhaftig, die schlechten Zeiten sind wohl für immer vorüber . . .!“

Und befriedigt ließ der junge Mann seine Blicke in dem kleinen, aber behaglichen Raume umherschweifen, der ihn umgab. Die Wände waren mit weichen, grünen Teppichen behangen, die dem Auge wohlthaten; dann und wann waren einige zierliche Aquarelle angebracht, florentinische Rippes aufgestellt; die mittlere Wand zierte eine kleine, künstlerisch arrangierte Waffensammlung. Er stand auf und begab sich nach seinem Schlafzimmer, das mit aller Bequemlichkeit ausgestattet war; dort warf er sich in einen eleganten Ausgehrock, indem er wiederholte:

„Ja, ja, die schlimmsten Zeiten sind vorbei. Nicht daß ich wähnte, schon den Gipfelpunkt erklommen zu haben oder keinen Fortschritt mehr machen zu können. Im Gegenteil! Dies wankelmütige und doch so lebenswürdige Paris verwöhnt seine Lieblinge rasch; aber es ist derselben auch bald wieder entwöhnt. Jetzt erst gilt's, auf der neuen Laufbahn wachsam zu bleiben und tüchtig zu schaffen; das ist eben doch noch das beste Mittel, um es zu etwas zu bringen; und ich schaffe auch gern, besonders wenn man dabei so rasch berühmt wird! Adieu, du alte Kneipe am Montmartre; adieu, du traute Bude in der Vorstadt draußen! Jetzt kann ich mir's endlich einmal ein wenig wohl sein lassen.“

Mit diesen Worten hatte Hans Curtius sein Arbeitszimmer betreten und ließ nun seine Blicke voll Befriedigung in demselben spazieren. Es war ein weiter Raum, der einst als Maleratelier gedient hatte und nun mit Büchern, Kupferstichen und antiken Möbeln gefüllt war. In der Mitte machte sich, wie ein Altar, ein massiver, über und über mit Papier und Büchern bedeckter Tisch breit.

„Noch eine Stunde,“ meinte er dann, indem er die Uhr hervorzog; „ich habe noch Zeit, ein wenig zu bummeln, bevor ich zu Mirvaut gehe. Nach vier Stunden Arbeit wird mir das nur gut thun!“

Nicht als ob das Wetter just besonders schön gewesen wäre. Ein düstergrauer Himmel wölbte sich über die Stadt. Von Zeit zu Zeit fuhr ein rauher Windstoß daher. Im ganzen Luxembourg war kein Bein zu sehen. Auch die Arkaden des Odeons waren menschenleer. Trotz seines Pelztragens fröstelte es Hans. Raschen Schrittes bog er nach dem Boulevard St. Germain über, ging die Rue Bonaparte hinab und stand nun auf den Quais. Die Seine war dunkelgrün. Vor ihren kleinen

Muslagen schritten die Bücherhändler, die dort die alten Scherfken feil hielten, auf und nieder, stampften bisweilen mit den Füßen oder rieben sich die erstarrten Finger. Einige Müßiggänger blieben etwa stehen und blätterten in den aufgelegten Schriften. Auch Curtius, einer alten Leidenschaft gehorchend, trat näher und sah sich einige der alten Bücher an. Wie viel Stunden hatte er nicht seinerzeit damit verbracht, so in alten Büchern herumzuwühlen, und oft genug hatte er einen glücklichen Fund gemacht. Auch wenn er noch so sehr „auf dem Hund war“, dafür hatte er noch immer einige Bagen übrig gehabt. Aber heute war die Biße wirklich zu heftig. Schon wandte sich Curtius zum Gehen, als er auf einen kleinen, schäbig gekleideten Greis stieß, dessen Ueberzieher ausgefranst war, dessen knochige Finger keine Handschuhe bedeckten und der in der Kälte an allen Gliedern zitterte.

Curtius entschlüpfte ein Ausruf der Ueberraschung, dann zog er respektvoll seinen Hut: „Ah, Sie sind's, Herr Saverne; wie mich das freut, Sie heute anzutreffen . . .“

„Guten Morgen,“ sagte der Alte trocken. „Famoses Wetter, was? Besonders, wenn man keinen Pelzmantel trägt und seit 12 Stunden nichts anderes im Leib hat, als ein Milchbrötchen.“

Den jungen Mann überließ es unwillkürlich frösteln. „Sie haben Recht; die Biße ist heute unverschämte. Und da bleiben wir noch lange stehen und schwagen! Wissen Sie was, teurer Meister, geh'n wir miteinander dort in das Café, und nehmen wir etwas auf die Zähne, das wird uns gut thun.“

Aber schon hatte er Grund, seine Worte zu bereuen, als er sah, wie eine flammende Rote in Saverne's Gesicht aufstieg. „Besten Dank, Verehrtester,“ erwiderte er mit sarkastischer Stimme, „aber so weit bin ich noch nicht, daß ich Almojen annehmen müßte, wenn's auch in meinem Geldbeutel momentan etwas windig ausfieht . . . Behalten Sie Ihr Geld für sich und fügen Sie mir nicht die Beleidigung zu . . .“

„Beleidigung? Aber ich bitte Sie . . .“

„Seien Sie nur still; ich weiß nur zu gut, wie man in Ihren schönggeistigen Klubs über mich loszieht: ‚Der alte Saverne? Ja, ha, der altmodische, romantische Narr; höchstens noch so ein Dekorationsstück, das man am besten ganz im Winkel läßt.‘ Ja, ja, so springt heutzutage die Jugend mit uns Alten um . . . Als ob ich's nicht schon zwanzigmal gelesen hätte in Ihren Litteraturblättern! Mit mir ist's aus, für immer aus! Man hat mich schon längst zum alten Eisen geworfen; man spricht nicht einmal mehr von mir . . . Warum legen Sie eine so verblüffte Miene auf? Sie, gerade Sie treiben's auch nicht besser, nachdem Sie sich selbst auf den grünen Ast geschwungen. Freilich, wenn man sein erstes Fünfzehntausend hinter sich hat, da darf man so einen armen Schlucker von Kollegen, der es sein Lebtag nie so hoch gebracht hat, schon über die Achsel ansehen. Meine ‚Gelbenlieder‘ waren doch auch nicht so übel; vielleicht das Beste zu ihrer Zeit; aber über die 1500 haben sie's nicht gebracht. Und nun will schon gar niemand mehr etwas von mir! Sagen Sie nicht nein, es ist so, wie ich es Ihnen sage, Sie großes Tier . . . Soeben schickt mir die ‚Zeitschau‘ meinen Sonettencyklus als ‚unverwendbar‘ zurück; und was gilt's, auch Mirvaut, wenn ich zu ihm komme, wirft mich wieder hinaus, weil mein letztes Buch ihm noch nicht einmal die Kosten gedeckt habe . . .“

Ein Hustenanfall unterbrach den Redeschwall des zürnenden Greises. „Ach was, dieser leidige Husten,“ fuhr er, hochaufatmend, wieder fort, „sehen Sie, mir ist, als ob bei jedem Anfall da drin — er deutete auf die Brust — „etwas zerreißt. Der Anfall war just nicht lang, aber Sie sollten es erst hören in der Nacht . . . da will es dann kein Ende nehmen.“

„Sie haben doch den Arzt kommen lassen?“

„Wozu denn? Doch, richtig, einen hab' ich gefragt. Was hat mir der geantwortet? Geh'n Sie nach dem Süden! . . . Wenn's einmal aus dem Loch pfeift, dann weiß ich auch gleich, was es geschlagen hat . . .“

„Aber wer wird denn gleich an so was denken?“

„So gewiß zweimal zwei vier ist,“ bekräftigte der Alte. „Und doch, wer weiß, wenn ich einmal erst im Süden wäre, unter den Palmen . . .“

Und er würgte einen aufsteigenden Seufzer hinunter.

„Aber ich hab' es ihm auch zu verstehen gegeben, diesem Herrn Doktor. Nach dem Süden soll ich? Eher bringen Sie einen Seehund dazu, Flöte zu blasen! Ich bin kein Weibergünstling, der seine hundert Muslagen erlebt, wie . . . Apropos, Ihr Dings da, die ‚Moderne Idylle‘, oder wie's heißt, hat mir Mirvaut auch zugeschickt; aber, Sie gestatten doch, so unter

vier Augen, das Zeug taugt nichts, rein nichts . . .“ Damit drehte sich der Alte auf den Absätzen um und wandte Curtius den Rücken, und während er hüftelnd forthumpelte, hörte Hans nur noch, wie er vor sich hin brummte: „Taugt nichts; aber auch rein gar nichts!“

Eine Viertelstunde darauf stand Curtius vor der Buchhandlung Mirvaut. Hinter den blanken, gewaltigen Spiegelscheiben waren die Novitäten ausgebreitet, Bücher in gelbem, blauem, grünem Umschlag, alle mit dem berühmten Buchhändlerzeichen des Hauses (einem Schnitter, der die Garben bindet) versehen, sowie mit der Devise des Geschäftes, die erst verachtet, dann aber respektvoll beachtet wurde: „Mehr Korn als Spreu“. Auf allen Fächern aber thronte die „Moderne Idylle“ des Hans Curtius, während die fettbedruckten Streifen darüber verkündeten, daß das Werk bereits bei einer Auflage von 15,000 Exemplaren angelangt sei. Die gleiche Bemerkung fiel den in den Laden Eintretenden gleich an der Thüre auf einer gewaltigen Affiche in die Augen.

Hans Curtius konnte ein Lächeln innerer Befriedigung nicht unterdrücken, und, des schmeichelhaftesten Empfangs im voraus gewiß, betrat er den Laden.

Freilich, das war nicht so ein Duzendgeschäft, wie viele andere. Allerdings hatte auch Peter Mirvaut klein angefangen; ja, im Anfang hatte er Stück für Stück sein väterliches Erbe in der Bourgogne veräußern müssen, um den Drucker und den Papierhändler bezahlen zu können. Aber er besaß einen vorzüglichen Spürsinn, dem allerdings die übrigen Eigenschaften in nichts nachstanden, und der ihn bald sein Glück machen ließ. Von Jahr zu Jahr mußte er sein Geschäft vergrößern; heute ist sein Haus eines der ersten in der Weltstadt, ja geradezu eine Großmacht, und die übrigens redlich verdiente Million winkt dem tüchtigen Verleger in nächster Nähe, ohne daß der Neid und die Verleumdung weniger begünstigter Berufsgenossen es verhindern können.

„Ist Herr Mirvaut zu sprechen?“ fragte er die ehrfurchtsvoll ihn begrüßenden Buchhandlungsgehilfen.

„Gewiß, Herr Curtius,“ erwiderte der älteste derselben. „Er ist auf seinem Bureau. Bitte, wollen Sie nur gleich eintreten hier.“

Hans Curtius ging der bezeichneten Stelle zu und schritt an mehreren, gleich Pfeilern aufgetürmten Schichten von Büchern vorbei, die des Verstands harren und in denen er mit demselben triumphierenden Lächeln, wie vorhin auf den Lippen, seine „Idylle“ erkannte. In einem engen, dunkeln Gemach traf er seinen Verleger, wie er unter dem Schein der Gasflamme, auf seinen Vult gebückt, emsig kritzelte.

„Ah, Sie sind's, teurer Curtius!“ rief ihm Mirvaut, als er aufblickend den Eintretenden erkannt hatte, schon von weitem entgegen und reichte dem jungen Mann die Hand. „Wie steht's? Sind Sie zufrieden mit uns?“

„Und Sie mit mir?“

„Gewiß, geradezu stolz auf Sie! Denn wer anders hat Sie ‚entdeckt‘, als ich? Daß Sie mir aber auch ja alles überlassen, was Sie noch schreiben: warten Sie, wir können ja dieser Tage gleich ein kleines Abkommen darüber treffen. Und bis dahin geht es ja noch reizend mit Ihrer ‚modernen Idylle‘; bald kommen wir ins 20. Tausend; und da ich nicht ungrad will sein, setzen wir von heute an 60 Ets. für Sie fest als Ihren Anteil per Band — Durussel in der Kapuzinergasse gibt auf Erstlingswerke nie mehr als dreißig . . . Und nun, wann darf ich auf Ihren zweiten Roman rechnen?“

„Nicht vor einem Jahr! Das Publikum, das mir so viel Vertrauen entgegen bringt, verdient es, daß ich auf mein neues Werk alle erdenkliche Mühe . . .“

„Recht so; ganz recht! Und nun, lassen Sie uns sehen, wie viel haben Sie bei uns stehen: fünftausend Exemplare seit der letzten Abrechnung, zu fünfzig, das sind 2500 Franken auf Ihre Rechnung . . .“

„Danke schön . . .“

„Natürlich, an Reibern wird's Ihnen nicht fehlen; es ist auch verzeihlich. Gerade vorhin hielt ich Abrechnung mit Saverne, Sie kennen ihn doch, den alten Saverne, den Verfasser der ‚Gelbenlieder‘. Meiner Treu, noch ein leibhaftiger Poet, ein Talent ersten Rangs, durchaus nicht veraltet; oft blüht's bei ihm förmlich vor Genie. Noch vor Jahresfrist habe ich ihm sein letztes Manuskript abgenommen — ‚Die Klage Ariadne‘ — und es finden sich Stellen drin, ich sag' Ihnen, schier ebenso schön wie sein berühmtes ‚Jahrbuchertied‘. Der frühere Band hatte eben noch die Kosten herausgeschlagen. Ich sah voraus, daß ich an dem neuen Buch würde zusehen müssen.

Aber auf eine solche Ablehnung war ich nicht gefaßt. Alles in allem 119 Exemplare! Da bin ich diesmal recht in die Tinte gekommen! Na, stecken Sie Ihre blauen Zettel ein, Sie Glückspilz, und daß Sie mir mit Ihrem nächsten Manuskript nicht zu lang warten . . .!“

Und der gefürchtete Verleger klopfte dem jungen Schriftsteller väterlich auf die Schultern.

Hans zog sein elegantes Portefeuille aus russischem Leder hervor und versorgte die bunten Scheine nachlässig in demselben, während Mirbaut geschwätzig fortfuhr:

„Sehen Sie, mit dem guten Saverne ist nichts mehr zu machen. Niemand will mehr etwas von ihm wissen. Er ist eben einmal aus der Mode gekommen . . . ein untergehender Stern . . .“

„Eben traf ich ihn,“ unterbrach ihn Curtius nachdenklich. „Er scheint krank zu sein. Seine Wangen sind so hohl, und die Augen haben schwarze Ränder, und mager ist er zum Erschrecken. Ich habe ihn fast nicht mehr erkannt. Und vor allem: der arme Mensch ist durch und durch verbittert. Haß und Neid zehren förmlich an ihm.“

„Freilich, es ist hart, in einem solchen Alter — Saverne ist wenig über sechzig — vergessen, verachtet, im Elend zu sein.“

„Wie er mir sagte, wollte ihn der Arzt nach dem Süden schicken. Jedenfalls ist das nichts für ihn, hier in Paris zu stecken, in einem kalten Zimmer zu wohnen und nicht einmal genug zu essen, um den Hunger zu stillen. Lang kann es so nicht mehr mit ihm gehen! Aber wie sollte er die Reise antreten, ohne einen Rappen? Wir haben nur wenige Worte miteinander gewechselt; aber er gab mir deutlich genug zu verstehen, wie sehr mein Erfolg an ihm nagt; und zudem hält er meine ‚Moderne Idylle‘ rund heraus gesagt, für Schund. Mag er's immerhin so ansehen; ich verarg' es ihm nicht. Ich habe vielmehr herzliches Bedauern mit dem Alten, und, wenn es auf mich ankäme . . .“

Ein plötzlicher Einfall ließ ihn für einen Augenblick verstummen. Dann begann sein Gesicht zu strahlen, während gleichzeitig eine heimliche Genugthuung daraus leuchtete, und statt die letzten fünf Banknoten, die noch vor ihm auf dem Tisch lagen, einzustecken, reichte er sie dem erstaunten Verleger hin . . .

„Wissen Sie was, werden Sie mein Helfershelfer. Der arme Saverne ist wirklich sehr zu bedauern. Ich würde mir eine große Freude daraus machen, wenn ich dazu beitragen könnte, seine letzten Tage zu verschönern. Man will ihn nach dem Süden schicken; gut, so soll er gehen! Ich glaube nicht, daß er deswegen davonkommt; aber es geht doch nicht so rasch mit ihm; sein Lebenslicht wird dort erst nach und nach erlöschen, inmitten der lachenden Natur, umgaulert von blühenden Hoffnungen . . . Nehmen Sie das Geld da, und wenn er wieder kommt, so . . . lügen Sie meinetwegen frisch draußlos, lieber Mirbaut; sagen Sie ihm, Sie hätten seither wieder mehr verkauft, und für Verse sei eine solche Summe gar nicht so übel; es sei sein rechtmäßiger Anteil . . . Aber daß Sie mich ja nicht verraten, hören Sie; Sie kennen den Saverne und wissen, wie empfindlich er ist; er würde es ausschlagen und mir nie verzeihen. Also, abgemacht! . . .“

Und er bot dem Verleger die Hand, die jener gerührt ergriff: „Mein teurer Curtius; das ist brav von Ihnen, und Sie dürfen auf Ihren Erfolg erst recht stolz sein, da er Sie zu solch edlen Entschlüssen treibt. Meinetwegen also, ich werde draußloslügen, auch für meinen Teil, wenn Sie's erlauben . . . Saverne soll seine Tausend haben; so kann er wenigstens ruhiger sterben, und, was für ihn das Wichtigste ist, fortfahren, an seinen Ruhm zu glauben.“

Dann trat Hans Curtius auf die Straße hinaus, auf der der Wind eifrig vor ihm her wehte und Flocken um ihn streute. Hans Curtius achtete nicht darauf; in seinem Herzen grünte und blühte es wie ein neuerwachter Frühling: das frohe Bewußtsein, eine edle That begangen zu haben.

An der malerischen Küste der Provence liegt ein altes, heimeliges Fischerdorf, an ein Vorgebirge gelehnt und von grünen Höhen umgeben. Blau, violett, tiefrot strahlen die Hügel; gelb leuchtet das Vorgebirge. Dazwischen dehnt sich eine fruchtbare Ebene, mit Olivenbäumen, Fächerpalmen, Menofirschbäumchen, inmitten tiefgrüner Orangen- und Zitronenhaine, aus denen die goldenen Früchte hervorleuchten. Aber den ganz besondern Reiz dieser Gegend bildet doch das mittelländische Meer, das sich vor den Augen des Beschauers in unermeßliche Ferne ausdehnt. Ruhig liegt es da in blendenden Schim-

mer getaucht, nur dann und wann von leuchtenden lateinischen Segeln belebt, die sich ausnehmen wie riesige Vogelschwingen. Am Hafen aber, mit seinen Booten und Krähen, welch buntes Leben und Treiben unter dem wadern, kleinen Fischerböcken am Wasser und zwischen den mit ihren brennendroten Ziegeln scharf vom tiefblauen Himmel sich abhebenden blanken Häuschen. Und wie ist die Luft so mild und belebend, gesättigt vom Duft unzähliger Blüten. Und über das alles sendet die Sonne ihre heißen Strahlen, die durch die Poren einzubringen scheinen und die frierende Seele selbst erwärmen!

Und inmitten all dieser Herrlichkeit treibt sich der alte Saverne herum, stumm und glücklich. Alle Nachmittage macht er seinen regelmäßigen Spaziergang auf dieser prächtigen „marina“ . . . er darf es schon so nennen, Stalien ist ja nicht weit, und läßt sich an der Sonne wohl sein, wie eine Eidechse.

Schon zwei Wochen weiß er hier, und noch immer scheint's ihm wie ein Wunder. Siehst du, alter Saverne, man darf nicht zu früh über die Leute schimpfen. Die wahre Dichtkunst hat noch immer ihre Verehrer, und sie sind zahlreicher, als man denken könnte; sonst hätte deine „Klage Ariadnes“ (wahrhaftig, ich hatte selbst nicht mehr darauf gerechnet) nicht noch so ein schönes Sümmchen eingetragen, fünfzig bare blankte Goldstücke!

Unserm Saverne klingen noch die Worte seines Verlegers in den Ohren nach. Er sieht, wie Mirbaut die Münzen vor ihm aufzählt, und noch scheint's ihm wie damals, ein süßer Schwindel überfalle ihn . . . „aber bin ich wirklich wach, oder träume ich dies alles nur?“

„Stecken Sie's nur ein, lieber Meister, es gehört Ihnen!“

Und der wackere Poet wagte wirklich zuzugreifen, ohne daß die Goldstücke sich, wie in den Märchen, in Staub verwandelten, und was ihm vor kurzem unmöglich erschienen, daß er je aus diesem frostigen, nebligen Paris heraus sich nach dem Süden flüchten könne, es ist nun zur Wirklichkeit geworden.

„Wissen Sie was, lieber Meister,“ hatte Mirbaut noch beigelegt, „ich geb' Ihnen eine Adresse im Süden, wo man Sie wie einen Prinzen aufnehmen wird, und billig, sag' ich Ihnen, billig.“

Und wie Mirbaut ihm vorausgesagt, so geschah's. Der Dichter wurde mit offenen Armen empfangen. Für geringes Geld fand er in einer Schenke am Meer ein geräumiges Zimmer mit Aussicht auf den Hafen, hell und sauber; und auch die Nahrung war gesund und reichlich.

So brachte er seine Tage hin in müßigem Umherschlendern am Strand, schloß Freundschaft mit den Seelöwen des Ortes, die ihn öfter mit hinausnahmen aufs Meer; oder er schlug den Weg durch die Ebene ein, wo ihn der Duft der Rosen und Mimosen umwogte, oder ein Fichtenbain ihn aufnahm. Aber was ihn am meisten mit reicher innerer Befriedigung erfüllte, war der Gedanke, daß trotz der „neuen Strömungen“ in der Literatur, trotz dem Bankelmut der urteilslosen Menge, sein Ruhm noch frisch und grün geblieben war, so grün, wie dieser prächtige Lorbeer, der rings in dichten Mengen die Gärten überwucherte. Altes Eisen, seine „Klage Ariadnes“? Nie und nimmer. Keine Ahnung hatte der Alte von der edlen List seines jungen Kollegen, auf den er so verächtlich hernieder schaute; keine Ahnung davon, daß in den Kellergewölben des Hauses Mirbaut neun Zehntel seiner geliebten Schöpfung allmählich vermoberten. Er glaubte nichts anderes, als daß sein Lieblingswerk lebe, noch lange, lange leben werde, vielleicht noch dann, wenn eine „Moderne Idylle“ und all dieser neue Humbug der Jungen längst vergessen sein würde. Und bei diesem Gedanken schwellte heimlicher Hochmut sein altes Herz . . .

Die Luft ist so weich und warm, wie in einem Gewächshaus: Die Rosen und Mimosen entsenden ihren betäubenden Duft, indes die Sonne am wolkenlosen Himmel ihre glühenden Strahlen hernieder sendet.

So ergeht sich der alte Dichter jeden lieben Nachmittags, den Gott gibt, am Strande, atmet tief in dieser reinen Luft, schlürft den Duft der Blumen, und läßt's der alten, gebrechlichen Hülle wohl sein in der Sonne des Südens. Gesund wird er freilich nicht mehr; mag sein, daß ihn eines Tages einer der Fischer entseelt am Wege unter einem Rosenbusch findet. Aber noch umschmeicheln ihn die lindenden Lüfte, winken ihm die grünen Hügel, singt das Meer ihm sein altes Lied. Und es wird kommen, just wie sein junger Freund Curtius im fernen Paris es vorausgesagt, der alte Poet wird entschlafen dürfen an den Gestaden seiner Sehnsucht, umgaulert von schönen Träumen . . .